

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 23 (1939)
Heft: 1-2

Buchbesprechung: Schweizerisches Idiotikon : 115. u. 116. Heft

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das wär mer jiz no! Ungloublech! Wo sy Si eigtlich i d'Schuel gange, we me frage darf, Si guete Heer?

— He, z'Bärn. Weder ds Bärndütsch han-i nid i der Schuel glehrt, das chan-i süssch. Und uf Bärndütsch seit me „zvöö“ und „drüü“, „zvööhundert“ und „drüühundert“, u das verwächslet niemer.

— Aber, du mini Güeti! mer sy doch hie im internationale Verkehr!

So so. Jiz han-i geng gmeint, i red mit ere Bärnere.

— He ja, das bin-i, aber i bi schließlech o ne gebildeti Frou und weiss, was d'Bit gschlage het. Apropo Bit: i mues jiz Schlüß mache.

— Nume hübscheli, nume hübscheli!

Nei, pardon, aber i cha würklech nid warte, bis so-n-en eisachi Sach in so-n-e dicke Bärneresch... (stockt)

— Säget nume Grind. I ma das scho verlyde. Und es wär guet, 's gäb meh derig.

Lassen wir die beiden ihre Unterhaltung allein zu Ende führen und stellen wir uns unparteiisch auf den Boden der Tatsachen. Das Telephonfräulein hat recht: es steht im internationalen Verkehr. Und schon im interkantonalen, ja schon im bernischen Verkehr hat man es mit Leuten zu tun, die kein „zwee, zwo, zvöö“ unterscheiden können, auch kein „drei und drüü“ und die nur „zwei und drei“ kennen. Aber auch der schwer belehrbare Berner hat recht, wenn er an seinem „zwee, zwo, zvöö“ festhält und findet, man brauche unter Deutschschweizern kein „zwo“ zur Verdeutlichung von „zwei“. Die Mode ist in Deutschland aufgekommen, zuerst, wie man mit mitteilt, im Feldtelephondienst der Artillerie, dann im Telephonverkehr überhaupt. Warum? Weil die Schriftsprache nur „zwei“ und „drei“ kennt und diese Wörter im Telephon, wo nur die Vokale deutlich klingen, leicht verwechselt werden. Immerhin, wenn jedermann deutlich auszusprechen sich Mühe gäbe, wären auch „zwei“ und „drei“ zu unterscheiden.*)

In den bodenständigen Mundarten der deutschen Schweiz, übrigens auch in vielen Mundarten Mittel- und Süddeutschlands sowie Österreichs, lebt die Zahl „zwei“ in drei nach dem Geschlecht verschiedenen Formen fort, bei uns als „zwee“ (männlich), „zwo“ (weiblich) und „zvöö“ (sächlich). Diese Unterscheidung ist uralt.

Gotisch: twai, twôs, twa.

Althochdeutsch: zwêne, zwâ (zvô), zwei.

Mittelhochdeutsch: zwêne, zwô, zwei.

Bis tief ins 16. Jahrhundert saß diese Unterscheidung nach dem Geschlecht noch fest. Luther schreibt noch: zween Söhne, zwo Töchter, zwei Weiber. Bei Herder sogar findet man: zwene seiner alten Diener, bei zweon Personen; bei Klopstock (im *Messias*) steht der Genitiv von zwo: zweo Zedern. Selbst auf das sinnverwandte „beide“ haben die Formen „zwee“ und „zwo“ abgesetzt; bayrisch z. B. heißt es „bede, bode, baide“ und aus den Kinderliedchen kennt man

Toggeli, wottsch ga rite? uf alle boode Site?

Unsere Mundarten erweisen sich hier wieder einmal als die Bewahrerinnen eines germanischen Formenreichtums, den die Schriftsprachen längst verloren haben. Es gibt Gleichschaltungsgeister, denen dieser Reichtum nichts sagt, ja, die an seiner Zerstörung Freude haben. „Zwo“ als Telephonwort stört sie nicht, weil sie es nicht mehr als weibliche Sonderform empfinden. Für ihr Ohr ist „zvoundzvanzig“ direkt schön.

D. v. G. (Aus dem „Bund“)

*) Wie die Erfahrung lehrt! Ich sage am Telephon regelmäßig „zwei“ und werde ebenso regelmäßig „korrigiert“ mit „zwo“, ein Beweis, daß ich regelmäßig — richtig verstanden werde, daß also „zwo“ gar nicht nötig ist.

Schweizerisches Idiotikon. 115. u. 116. Heft.

Huber & Co., Frauenfeld.

Ein überaus reichhaltiges Kapitel bildet die Stube. Daz sie die Stätte des Familienlebens ist, beweist schon die (freilich wohl allmählich aussterbende) Redensart: „E Stube voll Chind“ (oder: „Gofe“). Beim Tode des ersten Kindes sagt man tröstend: „'s ersti gstorbe, d'Stube voll worde“ (Wattwil). Die Gemütlichkeit spürt man heraus, wenn Emil Balmer erzählt von einem, der „am Abe i für große, heitere u schön täferete Stube isch ghocket u es Pfissli groukt het“. v. Gruyterz sagt von einer alten Frau, sie habe nach schweren Prüfungen „geng no Platz für anderi und isch wie-nen ufg'rümti Stube mit Meiestöck a jedem Fenster“. Rehrt ein Mädchen die Stube dreimal rückwärts, so sitzt der Zukünftige da. Die Redensart „D' Stube isch gwüscht“ bedeutet: Die Luft ist rein; darum heißt es auch in Bern: „We d'Stube nid g'wüscht isch, mues-mi d's Müsl hüete“. Auf das Anklopfen antwortet man im Bernbiet und im Aargau statt mit dem hochdeutschen „Herein!“ mit: „I d'Stube!“ oder einfach „Stube!“. In der Ostschweiz (so bei Huggenberger) heißt man den Gast „Willkomm i d'Stube!“ (mit bemerkenswertem Wenfall). Schlimm iss's, wenn einer „im obere Stübli nid richtig“ ist. Das neben der Stube liegende Stübli dient als Schlafgemach des Eltern- oder Meisterpaars (daher bedeutet „im Stübli lige“ soviel wie die Meisterschaft im Hause üben), aber auch zu vertraulicher Aussprache und zum Abschluß von Geschäften. Im Stübli liest des Miasli Gotthelf Großmutter dem Großvater, der sich auf dem Markt vergnügt hat, die Leviten, ebenso der Meisterbauer seinem Knecht Uli. Im Gasthof zu drei Königen in Basel gab es (1765) ein „Gnädigherrenstübli“ und in Glattfelden bis vor Jahren eine „Wirtschaft zur Stube“ (dort muß über des grünen Heinrichs „Pergamentlein“ verhandelt worden sein). Sein Oberland ist dem Berner „D'Visitesstube“. Das Gewand des vom Sonntagsschoppen heimgekehrten Bauern „gaßtstübelet“. Der grüne Heinrich erzählt von Heidentuben, höhlenartigen Vertiefungen am Laubberg bei Glattfelden, wo Zigeuner, die man früher auch Heiden zu nennen pflegte, Siedlungsspuren hinterlassen haben. Nach einer Aarauer Polizeiverordnung (um 1520) war das Würfelspiel nur auf der Herrenstube erlaubt. In Lichtensteig heißt das Gefängnis spöttisch Heiterstübli. Viel zu schaffen gaben den Behörden aus feuer- und sittenpolizeilichen Gründen die Chilt-, Kunkel-, Spinn-, Liecht-, Bad-, Nacht- und noch andere Stuben. Nebstübli heißt berndeutsch scherhaft ein Kropf, Brunnstube im alten Zürcher Spital eine einem Brunnen benachbarte Gefangenenzelle, allwo 1596 ein gewisser K. „von wegen synes ellenden vertrunkenen ... läbens und wandels“ ein paar Monate in Eisen gefangen gehalten wurde. Aus der gewöhnlichen Brunnenstube kommen da und dort die neugeborenen Kinder. Eine Zürcher Predigt von 1584 sagt, daß „im euangelio dise wält einer siechenstuben glych geachtet wird“. In Zürich wollten auch 1734 einige Eltern ihre Kinder nicht mehr zur Schule schicken; denn „der Gestank s. v. von den Hühneren, die man über Winter in den Schuelstuben habe, sehe ein Ursach, daß ihre Kinder erkranken“. Was heute „Salon de coiffure“ heißt, hieß früher Scherstübli und der Tearoom Käfistübli. In den Spinnstuben kamen die Frauen zum Spinnen zusammen; das Wort bezeichnet aber auch Zwangsarbeitsanstalten für lästerliche Weibspersonen; 1730 wurden sogar „zwey Weiber von Zwenfimmen, die sich des Lehramts angemaßget, in die Spinnstuben getan“. Trösterstübli hieß im St. Galler Rathaus die Armesünderzelle, wo

der zum Tode Verurteilte die letzten 24 Stunden in geistlicher Gesellschaft zubrachte, Schwitzbühl in Wartau scherhaft das Steueramt und Zivilerstühl bei Josef Reinhart das Zivilstandamt. Stubete ist das gemütliche Beisammensein in der Stube. 1688 ging eines aargauischen Untervogts Magd samt zwei Kindern zu einer als Hexe verschrieenen Frau „zue Stubeten“ — kein Wunder, daß sie sich bei der Heimkehr „habend gar wüest erbrechen müessen“. Stubete kann aber gesellige Anlässe jeder Art bezeichnen, z. B. in den „Alpstubeten“. Auch mit diesen Stubeten hatten sich die Behörden vielfach zu befassen. In Balens soll ein Pfarrer, der sich auf einem nächtlichen Rundgang vergewissern wollte, ob seine Warnungen gefruchtet hätten, „gegüllet“ worden sein. Ein Zürcher Mandat von 1696 verbietet neuerdings „die sog. Wald-, Garten-, Weid- und Studenstubeten, darauf allerhand Sünden, Wuest und Laster erwachsen“. Es wimmelt von derartigen Verboten, besonders gegen die Liechtstubeten, aber ein Zürcher Visitationsbericht von 1650 erklärt die ständigen Misserfolge damit, daß „die Geschworenen niemand erzürnen wollend“. — Mehr als die Hälfte des 116. Heftes handelt vom Stechen. Aus diesem stachlichten Kapitel sei in unserer Republik nur das letzte Wort des Heftes erwähnt: der Chünigstecher, eine Spielkarte, mit der man den König stechen kann. Die Redensart „Chünigstecher düte“ bedeutet z. B. in Luzern: einem mit Augenzwinkern etwas andeuten, zuwinken.

Vom Büchertisch.

Schwyzer Schnabelweid mit dem Untertitel „e churzwyligi Heimedkund i Gschichte und Brichte us allne Kantonen“ — so nennt sich die schöne Sammlung schweizer-deutscher Prosastücke, die Traugott Vogel herausgegeben und in den Dienst der Heimatpflege gestellt hat. „Das Buch ist gedacht als Beitrag zur näheren Kenntnis jener unsichtbaren Heimat, die durch kein Räderrollen hindurch vernehmbar ist und nur dem sich mitteilt, der stillzuhalten und hinzuhören die Gnade hat: hinzuhören auf die Herztonen eines Volkes, das seit Jahrhunderten seine Sprache bewahrt und in ihr ein gutes Teil seiner Sonderart gehütet hat.“ Aus dem Spiegel also unserer bodenständigen Sprache sollen wir unser eigenes Bild herauslesen und unseres Beweis gewiß werden. Das ist das eine. Das andere liegt in dem Glauben des Herausgebers, „daß mit dem Pflegen und Werthalten der mundartlichen Muttersprache zugleich der Grund bebaut und gedüngt werde, aus welchem pflanzenhaft die hochdeutsche Sprache sprießt, die uns mit dem Deutschen Reiche über alle Schranken hinweg mütterlich verbindet“.

In diesem großzügigen Sinne, der die Mundart als Nährboden der Schriftsprache erfaßt und ihr damit eine Bedeutung für das gemeindeutsche Schrifttum zuerkennt, ist diese Sammlung angelegt. Ihre nächste und hauptsächliche Bestimmung aber ist, daß sie bei uns in Schule und Haus gelesen werde und die Freude an der Mannigfalt in der Einheit und der Einheit in der Mannigfalt unseres Volksstums wecke. Darum ist das Ganze nach Kantonen geordnet, nicht nach Dichternamen und Stoffgebieten. Der Leser soll Gelegenheit bekommen, sich in die Mundarten anderer Kantone hineinzulesen. Das wird ihm durch Wörterklärungen am Schluß jeder Geschichte erleichtert, sowie durch eine im ganzen einheitliche, im einzelnen aber nicht streng durchgeführte Schreibweise, die ohne fremdländische Lautzeichen auskommt. Dem gründlichen Leser, den Lehrern vor allem, ist durch Quellenangaben und biographische Notizen über die verschiedenen Mundartdichter ein dankbar anzuerkennender Dienst geleistet. Der Hinweis auf andere lebenswerte Schriften

dieselben Verfassers wird manchem erwünscht und nützlich sein. Es steckt viel Arbeit darin. Aber auch in der Auswahl der Lesestücke liegt viel verborgene Arbeit. Es lag dem Herausgeber weniger an der Ausgrabung und Auffrischung alter, vergessener Schriftwerke, als an der Auswahl des Besten und Brauchbarsten aus der Gegenwart. So hat seine Blumenlese keinen muffig gelehrten Herbariumsgeruch, sondern den frischen Duft blühenden Lebens. Möge der Familientisch und die Schulstube etwas davon zu spüren bekommen! Möge das laute Vorlesen die tote Schrift beleben und die Gemüter durch gemeinsamen Genuß näher zusammenbringen!

Das schön gedruckte und gediegen ausgestattete Buch ist im Verlag H. R. Sauerländer & Co. erschienen, einem Verlag, der vor 133 Jahren von einem eingewanderten Frankfurter Bürger gegründet wurde und sich im Lauf der Jahrzehnte ganz besonders der schweizerischen Mundartdichtung angenommen hat; hierin dem bernischen Verlag A. Francke verwandt, dessen Seele Jahrzehnte lang ein eingewanderter Schleswig-Holsteiner war. Es ist nicht überflüssig, in der gegenwärtigen Versuchung zum Deutschenhaß an das hohe Verdienst dieser Ausländer zu erinnern. O. v. G. „Bund“

Was unsere Welschen sagen zu unserer Mundart und zu unseren Fremdwörtern.

Aus der „Feuille d'avis“, Orbe, 7. 12. 38.

On discute avec sérieux, avec passion même ; les uns voulant garder le bon allemand qui maintient tout de même les relations aisées avec le monde d'Outre-Rhin, les autres luttant pour la promotion du „Schwyzerdütsch“ à la dignité d'expression orale et écrite de la pensée suisse. Nous ne saurons, nous autres Welches, prendre part à ce fameux débat linguistique, d'autant moins que l'idiome populaire nous est encore plus étranger que l'allemand littéraire appris en nos bonnes écoles.

En attendant l'issue, sans doute lointaine de ce tournoi pour ou contre le „Schwyzerdütsch“, nous constatons non sans quelque malice souriante, que l'allemand parlé et même écrit au-delà de la Sarine se voit pénétré de maintes expressions françaises ou latines déguisées avec gaucherie, estropiées même, mais combien reconnaissables. Nous en offrons ici un petit chapelet à l'usage des jeunes Vaudois ou Vaudoises expédiés chez les Confédérés dont ils doivent cahin-caha apprendre la double expression verbale. Voilà la polonaise pittoresque de ces mots, vraies truites françaises au bleu germanique.

Kohärenz, démarche, équivalent, prosperität, solennität, stupid (prononcez Schloupid !) appäll, distanziert, aktore! qui jumelle avec liköre!, deroule, communiqué, mätresse, ce dernier vocable évoquant la Pompadour ou ses émules en galanterie, etc. etc.

En somme, pour nos petits Vaudois exilés en pays alémanique, il n'est que de savoir le français pour attraper aisément le sens de bien des locutions imprimées et prononcées chez nos aimables Confédérés.

C. D. "

Geschäftliches. Der heutigen Nummer liegt ein Flugblatt bei mit den Stimmen berühmter Schweizer zur Sprachreinheit (ein Sonderabdruck aus der Rundschau 1936). Weitere Abzüge liefert unentgeltlich die Geschäftsstelle Küsnacht (Zürich). — Die Jährliche Rundschau 1938 erscheint nächstens.